

Sebastian Seiffert *Hrsg.*

G.V. Schulz

Leben und Forschen eines
Polymer-Pioniers
im 20. Jahrhundert

 Springer

G. V. Schulz



G. V. Silents

Sebastian Seiffert
Hrsg.

G. V. Schulz

Leben und Forschen eines Polymer-
Pioniers im 20. Jahrhundert

 Springer

Hrsg.
Sebastian Seiffert
Johannes Gutenberg-Universität Mainz
Mainz, Deutschland

ISBN 978-3-662-63727-2 ISBN 978-3-662-63728-9 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-662-63728-9>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en), exklusiv lizenziert durch Springer-Verlag GmbH, DE, ein Teil von Springer Nature 2021

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung der Verlage. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Fotonachweis Umschlag: © Sibylle Deussen
Umschlaggestaltung: deblik, Berlin

Planung/Lektorat: Désirée Claus
Springer ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer-Verlag GmbH, DE und ist ein Teil von Springer Nature.
Die Anschrift der Gesellschaft ist: Heidelberger Platz 3, 14197 Berlin, Germany

Vorwort des Herausgebers

Im Frühjahr 2017 erwog der Fachbereich Chemie, Pharmazie und Geowissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, sein zentrales Chemie-Hörsaalgebäude nach einem renommierten Mainzer Chemiker zu benennen. Schnell waren hierfür die Namen Schulz und Horner nominiert, und alles sah nach einer Kampfabstimmung aus. Als Vertreter des Fachs Physikalische Chemie der Polymere fühlte ich mich berufen, hierbei für Schulz einzutreten, trotz meiner ebenso großen Hochachtung für die Leistung Horners, dem gleich mehrfach ein Nobelpreis vorenthalten blieb. Um mehr über Schulz' Leben zu erfahren, das mir bis dato nur aus zwei Nachrufartikeln von H. Gerres, H.-J. Cantow und A. H. E. Müller (*Macromol. Chem. Phys.* **2000**, *201*, 163–177 und *Macromol. Chem. Phys.* **2005**, *206*, 1913–1914) bekannt war, stellte mir Prof. Axel H. E. Müller, seinerseits vormaliger Schüler von Schulz, eine Privatkopie der Lebenserinnerungen von Schulz zur Verfügung. Ich las das Dokument in nur einer Woche, so gebannt war ich davon zu erfahren, wie ein Wissenschaftler aus dem Geburtsjahrgang 1905 in Zeiten von Weimarer Republik, Drittem Reich und im Nachkriegsdeutschland gewirkt hat und trotz aller welt-politischer Verwerfungen zu diesen Zeiten in Zusammenarbeit mit Kollegen in Ost und West ein neues Fachgebiet etabliert hat. Weiterhin hat mich sehr berührt, wie Schulz auch nach schwerer körperlicher Einschränkung durch einen Verkehrsunfall noch bis in seine Neunzigerjahre aktiv war und zuletzt, in den 1990ern, seine Lebens- und Arbeitserinnerungen geschrieben hat. Mit großer Zustimmung einigte sich das Fach Chemie in Mainz schließlich darauf, sein Hörsaalgebäude nach beiden, Schulz und Horner, zu benennen, und seit Januar 2018 trägt der Mainzer Chemie-Hörsaalbau nun den

Namen Schulz-Horner-Gebäude. Um fortan auch über die Grenzen des Mainzer Campus hinaus sicherzustellen, dass das wertvolle zeit- und wissenschaftshistorische Dokument von Schulz nicht verloren geht, habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, die Papierversionen aus dem Privatbesitz von Prof. Axel Müller zu digitalisieren und durch einen Verlag zu veröffentlichen. Das Ergebnis hiervon ist das vorliegende Werk.

Im Zuge seiner Erstellung stellte sich heraus, dass dieses Werk damals bereits Gefahr lief, in Vergessenheit zu geraten. Außer der Papierkopie von Prof. Axel Müller existierten nur noch eine Handvoll weiterer Kopien im Privatbesitz von verdienten Emeriti unserer Fakultät. Jedoch konnte sich bereits keiner mehr daran erinnern, ob es lebende Nachfahren des Verfassers gibt, die um Erlaubnis zu fragen wären. Die gut sortierten früheren Aufzeichnungen von Prof. Hans Sillescu (JGU Mainz) brachten mich dann auf die Spur von Schulz' letzter Tochter, die ich nach einiger Recherche kontaktieren konnte. Sie wusste bis dato noch nichts von der Autobiografie ihres Vaters und war hoch erfreut darüber. Im Lockdown der Monate März und April des Jahres 2020 tauschten wir uns in langen Telefonaten rege darüber aus. Dabei erfuhr ich auch, dass ihr Enkel (und damit Schulz Urenkel) dieser Tage in Freiburg Chemie studiert. Welch ein perfekter Kreisschluss. Diese Geschichte zeigt, dass (wissenschafts-) historische Dokumente wie das vorliegende trotz all ihrer Imposanz Gefahr laufen, irgendwann selbst Geschichte zu werden und in Vergessenheit zu geraten. Umso mehr danke ich dem Springer-Verlag für die wohlwollende Umsetzung und Unterstützung bei der Veröffentlichung. Gleichsam ist dem eingangs genannten Fachbereich 09 der JGU für die Finanzierung des Projekts zu danken. Großer Dank gebührt an dieser Stelle auch Prof. Felix Schacher (FSU Jena) und M. Sc. Martha Koziol (JGU Mainz), die die technische Realisierung der Digitalisierung von Schulz' Lebenserinnerungen übernommen haben. Ein Begleitdokument mit Arbeitserinnerungen, das Schulz vor seinem Tod nicht mehr selbst vollenden konnte, war bereits zuvor, im Jahr 2000, durch seinen Nachfolger Prof. Hans Sillescu (JGU Mainz) in Zusammenarbeit mit Matthias Rochholz (EDV Beratung Wiesbaden) zusammengestellt und digitalisiert worden.

Das Jahr 2020, in dem die Veröffentlichung der Lebenserinnerungen Fahrt aufnahm, markiert das 100-jährige Jubiläum der makromolekularen Hypothese von Staudinger, die vor allem durch Schulz' physikochemische Analysen untermauert und etabliert werden konnte. Rückblickend hat die Naturwissenschaft mit der Polymerchemie und -physik eines der bedeutendsten Teilgebiete gewonnen, das vor allem das hier porträtierte 20. Jahrhundert maßgeblich geprägt hat. Ebenso wird es dieses Teilgebiet

sein, das im laufenden 21. Jahrhundert mit den Negativfolgen dieser Epoche aufräumen und zentrale Beiträge zum Übergang zu einer vollständig nachhaltigen und zyklischen Stoff- und Energiewirtschaft leisten muss. Gleichsam befindet sich die Menschheit dieser Tage insgesamt wieder in unsicheren, wirren Zeiten, und eine Pandemie markiert eine starke Zäsur. Mögen uns Schulz' Erinnerungen hierfür ratsam sein.

Mainz
im April 2021

Sebastian Seiffert

Vorwort des Autors

Im 90. Lebensjahr angekommen, blicke ich dankbar auf ein erfülltes Leben mit seinen Höhen und Tiefen zurück. Ich konnte viele Länder besuchen und habe dort Freunde gefunden, mit denen ich noch heute Kontakt habe. Es ist mir gelungen, mein Leben gemäß meiner Veranlagung zu führen, wobei mich Eltern, Lehrer, Freunde, Kollegen und später auch Schüler und Mitarbeiter hilfreich begleiteten. Meine Frau Erika eröffnete mir die Welt der Musik und machte mich zum glücklichen Vater dreier Kinder – Dietrich, Vera und Sibylle. Sie hinterließ durch ihren Tod im Frühjahr 1967 eine schmerzliche Lücke. Meine zweite Frau Helma führte mich nach einem schweren Unfall mit viel Geduld wieder ins Leben zurück und machte dann mit mir noch viele Reisen, mehrmals auch nach Übersee. Ihnen allen ist dieses Buch in Dankbarkeit gewidmet.

Zur Dokumentation: Von allen Lebensabschnitten besitze ich zahlreiche Fotos. Bei deren Betrachtung kommen mir lebhaftere Erinnerungen an die Zeit, aus der sie stammen. In der Rostocker Zeit habe ich ein ausführliches Tagebuch angelegt. Aus der Mainzer Zeit ist umfangreiches Material an Fotos und Korrespondenz erhalten. Die Reise nach Indien habe ich zunächst aus dem Gedächtnis dargestellt. Nachher fand ich Briefe an Erika, und alles wurde bestätigt. Die Reise in die Sowjetunion ist in einem ausführlichen Tagebuch festgehalten. Mit den Figinis in Südamerika stehe ich in stetigem freundschaftlichen Briefkontakt. Von allen Reisen, die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert wurden, liegen ausführliche Berichte vor.

X Vorwort des Autors

Dank auch meiner Sekretärin, Frau Marga Janssen, die mich einen beträchtlichen Teil meines Lebens begleitete und die mir auch bei der Abfassung meiner „Erinnerungen“ unentbehrlich ist! Auch dem Fonds der Chemie sei Dank dafür, dass er mir eine Sekretärin bis ins hohe Alter gewährte. Herrn Matthias Rochholz verdanke ich die Erstellung der Druckvorlage.

Mainz

G. V. Schulz

Widmung

*Meinen lieben Frauen
Erika † im März 1967
und Helma*

Inhaltsverzeichnis

1	Kindheit in Lodz (1905–1914)	1
2	Schulzeit in Berlin-Steglitz und Weltkrieg I (1914–1925)	7
3	Studienjahre (1925–1932)	15
4	In Freiburg bei Hermann Staudinger und Weltkrieg II (1933–1942)	41
5	Als Extraordinarius in Rostock (1942–1945)	55
6	Besatzungszeit und Aufbau der Universität in Mainz (1945–1951)	75
7	Mit Frau und Kindern in Mainz	101
8	Nach der Emeritierung	139
9	Größere Reisen	153
	Anhang: Über die Naturauffassung in Goethes „Farbenlehre“ (1952)	233
	Literatur	245
	Personenverzeichnis	247



1

Kindheit in Lodz (1905–1914)

Die Stadt Lodz gehörte zur Zeit meiner Geburt im Oktober 1905 infolge der letzten polnischen Teilung zum russischen Reich. Sie hatte sich im Laufe der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts aus einem kleinen Dorf an dem Flüsschen Ludka zu einer großen, hässlichen Industriestadt von etwa einer halben Million Menschen entwickelt. Ihr Aufbau war ganz unregelmäßig. Neben mit Bretterzäunen umgebenen Fabrikgrundstücken standen kleine Dorfhäuser und natürlich viele hohe Mietshäuser. In einem solchen hatten wir eine schöne große Wohnung im dritten Stock, zu der eine Marmortreppe hinaufführte. Sie lag an der Hauptstraße, die damals wie heute Piotrkowska hieß.

Zum Aufbau der Industrie – meist Textil – hatte die russische Regierung deutsche Fachkräfte ins Land geholt und unterstützte sie stark, sodass der Charakter der Stadt durch eine starke deutsche Oberschicht geprägt war. Zu ihr gehörten Fabrikanten, kaufmännische Angestellte, Meister und Facharbeiter. Am Ende des Ersten Weltkrieges, als Polen selbstständig wurde, besaß Lodz die größte deutsche Minderheit im Lande, etwa 100.000 Menschen. Es gab dort einige deutsche Schulen und Kirchen, auch das Deutsche Gymnasium, in dem ich meine ersten Schuljahre verbrachte.

Mein Vater, Robert Schulz, der aus einer wohlhabenden rheinischen Familie von Kaufleuten und Fabrikanten stammte, kam Ende der Achtzigerjahre des vorigen Jahrhunderts nach Lodz, um dort sein Glück zu machen. Er gründete mit dem Techniker Klinge zusammen eine Fabrik, die Seidenwaren herstellte und zuletzt etwa 300 Arbeiter beschäftigte. Die Meister und die Verwaltung waren Deutsche, die Arbeiter Polen und die Abnehmer meist

jüdische Geschäftsleute. Mein Vater bearbeitete auf seinen Geschäftsreisen den Süden Russlands, sein Geschäftspartner Klinge den Norden. Von diesen Reisen, die ihn bis zum Ural und bis in die zentralasiatischen Gebiete des russischen Reiches führten, brachte mein Vater zahlreiche wertvolle Gegenstände mit, die noch heute meine Wohnung und die meiner Schwester verschönern; z. B. Teppiche aus Buchara, die Decke auf unserem Flügel und Messgefäße aus Messing aus der Ukraine.

In den Jahren 1904/1905 tobte der Krieg zwischen Japan und Russland, der mit der russischen Niederlage endete. Die Polen benutzten die Lage zu einem Aufstand, der blutig niedergeschlagen wurde. Es waren also bei meiner Geburt recht unruhige Zeiten, besonders für meine Mutter, die aus Crossen an der Oder, einer friedlichen deutschen Kleinstadt, stammte. Als ich schon älter war, erzählte mir Mama, wie ihre polnischen Dienstmädchen aus Angst vor den auf den Dächern lauenden Schützen – aufständische Polen oder ihre russischen Gegner – nur bei Nacht ihre Einkäufe machten. In dieser Zeit bot ein russischer Offizier eines Tages zwei chinesische emaillierte Weingefäße (Cloisonne) meinem Vater für 150 Rubel an, die offenbar von einem chinesischen Tempel als Kriegsbeute mitgebracht waren. Sie stehen heute noch bei meiner Schwester und mir.

Zwischen den deutschen Familien gab es regen gesellschaftlichen Verkehr. Mit gebildeten Polen jedoch hatten wir keinen Kontakt, da sie in uns Freunde ihrer russischen Unterdrücker sahen. Meine Mutter machte sich nur mit ihren Dienstmädchen und den Inhabern von Läden mit ihrem keineswegs einwandfreien Polnisch verständlich. Die Dienstmädchen sprachen stolz ihre Fehler nach, „weil die Pani so sprach“.

Die Stadt enthielt auch ein großes, dichtbevölkertes Judenviertel mit einem großen freien Marktplatz, den meine Mutter gelegentlich aufsuchte, um dort zu „handeln“, was sie als Sport betrieb. Manchmal nahm sie mich dorthin mit, und ich entsinne mich noch des Gewimmels der Kaftan tragenden Juden mit ihrer jiddischen Sprache, ihrer ausgeprägten Gestik; gelegentlich sah man Jugendliche, ebenfalls Kaftan tragend, wie in Trance mit fremdartigen, fast tänzerischen Schritten eine Strecke zurücklegen.

Ein früher Traum: Ich ging mit meinen Eltern spazieren in einem hügeligen Land mit hohen Bäumen und Wiesen, auf denen Kühe grasten – große freundliche Tiere. Eine Kuh muhte mich an. Plötzlich war alles weg: Ich lag in meinem Bettchen in einem durchsonnten Zimmer und fragte die Eltern ganz aufgeregt: „Wo ist denn die Kuh, wo ist denn die Kuh?“ Sie versuchten, mir zu erklären, dass ich geschlafen und geträumt hätte und dass nicht alles, was man erlebt, wirklich ist. Ein schwieriges Problem für ein zweieinhalbjähriges Kind. Die Eltern bestätigten mir später, dass

die Geschichte in Schreiberhau im Riesengebirge geschehen war. Meine Schwester Liselotte war damals noch nicht geboren. Sie war auf einmal da. Meine im Bett liegende Mutter fragte ich, warum sie krank sei. Sie erklärte mir, der Klapperstorch habe sie in den Zeh gebissen. Das interessierte mich sehr; aber als ich weiterfragte, wurde ich meiner Tante Hanna, der jüngsten Schwester meiner Mutter, übergeben, die damals bei uns in Lodz war, um sich um mich zu kümmern. Sie erschien mir damals sehr streng, wahrscheinlich aus Verlegenheit, denn ich war ganz aufgeregt und überfiel sie mit einer Fülle von Fragen, auf die sie nicht die rechte Antwort wusste. Bei der Taufe, die mit zahlreichen Gästen in unserer Wohnung gefeiert wurde, verkündigte ich, dass man zuerst „gebohrt“ und dann „getauft“ wird, eine Feststellung, die der Feierlichkeit der Handlung abträglich zu sein schien, denn ich wurde in den hinteren Teil der Wohnung verbannt, was mich sehr entrüstete. An meinen Zorn über diese Behandlung erinnere mich genau. Da das Dienstmädchen mich vergeblich zu trösten versuchte, musste schließlich Tante Hanna den Kreis der Festgäste verlassen, um mich zu beruhigen.

In meiner nächsten Erinnerung taucht mir Crossen an der Oder auf, wo meine Großeltern (mütterlicherseits) wohnten. Ich entsinne mich noch gut des großen Flusses, auf dessen Brücke ich stand und die Kähne beobachtete, die herauf- und herabfuhren. Meinen Großpapa liebte ich sehr, weil er sich viel mit uns Kindern beschäftigte. Er ging z. B. mit mir durch das Städtchen und zeigte mir einige schöne Häuser und fragte mich, welches davon mir besonders gefiele, er würde es mir schenken. Tatsächlich baute er mir dann ein ganz ähnliches Haus aus Zigarrenkistenholz, und ich hatte bald ein ganzes Dorf zusammen. Großpapa, Hermann Nippe, war Freimaurer und bekleidete in seiner Loge die Würde eines „Meisters vom Stuhl“. Er hatte die Aufgabe, hohen Gästen, welche die Stadt besuchten (z. B. kaiserliche Prinzen), die Begrüßungsansprache zu halten. Meine Großmutter, Meta Nippe, war eine stille, gütige Frau, die den Textilladen der Großeltern mit mehreren Angestellten am Marktplatz in Crossen in Ordnung hielt. Sie hatten vier Töchter: Grethe, Martha (meine Mutter), Dora und Hanna. Wir fühlten uns dort viel wohler und freier als in Lodz, wo unsere Wohnung wie eine Insel in einer fremdartigen Umgebung lag.

Das war wohl auch der Grund, warum ich in meiner Kindheit viel unter Alpträumen litt. So träumte ich z. B., dass ich ganz mutterseelenallein bei Nacht auf einer Wiese lag und die Sterne mich bösartig anfunkelten. Ich konnte mich nicht bewegen und hatte furchtbare Angst; aber es passierte nichts, und dieser Zustand hielt lange an, bis ich schließlich schweißgebadet aufwachte. Diesen Traum hatte ich mehrmals. Unser Kinderschlafzimmer war ein langgestrecktes Rechteck, das sein Licht durch eine an

der Schmalseite gelegene Glastür erhielt, die auf eine Veranda führte. Diese war sehr geräumig, war aber überdacht, sodass das Zimmer, in dem wir schliefen, kein direktes Sonnenlicht bekam und daher ziemlich düster war. Ein anderes Mal träumte mir, dass von weit her mit immer stärker anschwellenden Hufschlägen ein Pferd auf mich zu galoppierte. Als es scheinbar auf der Veranda angekommen war, brachte ich schließlich einen Schrei heraus, der meine im Zimmer nebenan schlafende Mutter aufweckte. Als sie zu mir herbeieilte, sagte ich zitternd „Es kommt so von hinter mir“, da wurde es meiner Mutter ganz unheimlich. Das erzählte sie mir später. Mein Vater war in Russland oft auf längeren Geschäftsreisen, und sie war mit den beiden kleinen Kindern von etwa zwei und vier Jahren allein in der Wohnung. Die beiden polnischen Dienstmädchen schliefen in einer schwer erreichbaren Dachkammer, und die Situation war für meine Mutter wirklich unheimlich. – Sie war zwanzig Jahre jünger als mein Vater.

In unserer Wohnung befand sich ein längerer Korridor, an dem die große Küche, ein Aufgang zum Hängeboden, in dem die Dienstmädchen schliefen, die Speisekammer, die Toilette und das Badezimmer alle an der gleichen Seite lagen. Dieser Korridor war düster, da er nur indirektes Licht durch einige in die Türen eingebaute Milchglasfenster erhielt. Er endete in einem relativ kleinen, lichten Zwischenzimmer, das die Schlaf- und Wirtschaftsräume von den eigentlichen Wohnräumen trennte und wo gelegentlich genäht wurde. – Einmal träumte ich, dass ich in dem Zwischenzimmer stand und in den dunklen Korridor schaute. Im Hintergrund hingen einige Mäntel und ähnliche Kleidungsstücke. Diese plusterten sich plötzlich auf, kamen erst langsam, dann schneller auf mich zu, während ich vor Grauen wie gelähmt war. Ein anderes Mal war es ein kleines zwergartiges Wesen, das aus dem dunklen Hintergrund auftauchte und beim Näherkommen zu einem Riesen mit Zylinderhut anwuchs, während ich mich vor Angst nicht bewegen konnte. Als der Traum sich mehrmals wiederholte, fasste ich einmal den Mut und schlug dem Riesen den Zylinderhut vom Kopf und wachte dann ganz glücklich auf. Der Riese belästigte mich seitdem nicht mehr.

Vor allem muss ich aber meines kleinen Traumfreundes, des Doch-dóch, gedenken. An der der Fenstertür gegenübergelegenen Wand befand sich oben eine geheimnisvolle Klappe, die wahrscheinlich der Ventilation diente. Eines Nachts erschien neben meinem Bett ein kleiner gleichaltriger Junge, stellte sich als der Doch-dóch vor und lud mich ein, mit ihm durch die Klappe zu steigen und die wunderbaren Dinge, die sich dahinter befanden, anzusehen. An der Wand stand auch bereits eine Leiter, mit Hilfe derer man die Klappe erreichen konnte, die sich als eine Tür zu einer anderen, weiten

Welt erwies. Zunächst kam man in dicht bevölkerte Räume, in denen auf übereinander liegenden Betten Leute lagen, teils schlafend, teils wachend und mit Kindern oder Karten spielend und sich in einer mir ganz fremden Sprache unterhaltend. Die Räume waren sehr eng, wahrscheinlich beeinflusst von dem Dachboden unserer beiden polnischen Dienstmädchen. Nachdem wir uns durch die engen Räume durchgezwängt hatten, kamen wir in eine weite Landschaft mit Wiesen, Bäumen und Seen. Als wir uns dort ergangen hatten, kehrten wir durch die engen, bevölkerten Räume zurück, die Leiter stand noch da und der Doch-dóch begleitete mich bis zu meinem Bett. Diesen Traum hatte ich mehrmals.

Ein herrliches Fest war für uns Kinder Weihnachten. Es begann damit, dass Meister Müller von der Fabrik, der unserer Familie besonders nahestand, im Wohnzimmer einen großen Weihnachtsbaum aufstellte. Dann wurde das Zimmer für einige Zeit verschlossen, und unsere Spannung wuchs mächtig an. Am Heiligen Abend ertönte ein Glockenzeichen, die Tür öffnete sich und meine Mutter spielte am Flügel Weihnachtslieder, während der Weihnachtsbaum mit vielen bunten Kugeln, Lametta, Süßigkeiten und vielen Kerzen leuchtete.

Mit noch nicht ganz sechs Jahren kam ich in die Vorschulklasse des Deutschen Gymnasiums in Lodz. Diesem Beschluss waren offenbar intensive Diskussionen, ob ich schon reif für die Schule sei, vorausgegangen. Ich erinnere mich noch deutlich daran, wie ich unter einem für mich großen Strauch spielte, als mein Vater etwas traurig zu mir trat und mir mitteilte, dass nun bald für mich die Zeit des Spielens vorüber sein würde, denn ich käme demnächst in die Schule. Meine Mutter hatte mir schon früher den Umgang mit Zahlen und Buchstaben beigebracht, etwa in dem Maße, wie es heute in Kindergärten geschieht.

In der Schule war Russisch damals ein Pflichtfach, und zwar schon in der zweiten Vorschulklasse. Da mir diese Fremdsprache große Schwierigkeiten machte, engagierten meine Eltern für mich eine junge Russin als Gouvernante, Antonina Wassiliewna Gurkina, deren Name mir heute noch in der Erinnerung geblieben ist. Sie verstand kein Wort Deutsch, sodass wir Kinder uns mit ihr nur auf Russisch verständigen konnten. Wir schlossen sie bald in unser Herz und schwatzten mit ihr fließend Russisch. Antonina las uns regelmäßig russische Märchen und Geschichten vor. Besonders beeindruckte uns die Erzählung „Sibirotschka“, von einem Mädchen, das von seinem Vater vor den Wölfen gerettet wurde, indem er es an einem Ast befestigte, bevor er ihnen selbst zum Opfer fiel. Das Mädchen wurde dann noch rechtzeitig gefunden und erlebte wechselnde, spannende Schicksale, bis die Geschichte dann glücklich endete.

In starker Erinnerung geblieben ist mir eine die ganze Welt erschütternde Katastrophe, der Untergang der Titanic, des modernsten Passagierschiffes, im Jahre 1912. Der Kapitän wählte damals, der Erzählung nach, um das blaue Band als Auszeichnung für die schnellste Überquerung des Atlantiks zu gewinnen, eine Route, in der Eisberge gemeldet waren. Das stolze Schiff, das für alle Eventualitäten gerüstet schien, stieß mit einem Eisberg zusammen und erhielt dabei einen tiefen Riss im Vorderschiff. Eine solche Katastrophe war nicht berücksichtigt und die Rettungsboote nicht ausreichend, um alle Passagiere aufzunehmen. So wurde beschlossen, nur die Frauen und Kinder in die Boote zu bringen und die Männer auf dem untergehenden Schiff dem sicheren Tod zu überlassen. Es mussten sich damals entsetzliche Szenen abgespielt haben. Die Schiffskapelle spielte bis zum Schluss geistliche Lieder, und die zurückgelassenen Männer sangen im Angesicht des sicheren Todes mit, wenn sie nicht ins eiskalte Wasser sprangen und darin durch Unterkühlung umkamen.

Wir Kinder schnitten damals aus Papier Schiffchen aus und ließen sie an der nassen Fensterscheibe „untergehen“. Ein bis zwei Jahre später nahm mich Antonina in einen grauslichen Film über die Titanic-Katastrophe mit, wodurch meine Alpträume sehr bereichert wurden.

Jedes zweite Jahr verbrachten wir die Sommerferien bei meiner Tante Ida, der jüngsten Schwester meines Vaters, in Nideggen in der Eifel. Sie hatte einen reichen Fabrikanten aus Düren geheiratet, war inzwischen verwitwet und besaß einen herrlichen großen Garten. Ich hatte die schönsten Erinnerungen an dieses Kinderparadies. Umso schmerzlicher war es mir, als ich kaum siebenjährig, während meine Familie wieder die Ferien in Nideggen verbrachte, in ein Kinderheim auf die Nordseeinsel Juist verbannt wurde, um einen schlimmen Katarrh zu heilen. Ich hätte mich dort schließlich ganz gut eingelebt, wenn man nicht den Fehler begangen hätte, mich von den anderen Kindern getrennt hinter den Strandkörben spielen zu lassen, um mich nicht dem Wind auszusetzen, während sich diese vergnügt im Seewasser tummelten. Das bedrückte mich so stark, dass ich ernstlich krank wurde, im Bett blieb und die Nahrung verweigerte. Die Leitung des Kinderheims rief verzweifelt meine Mutter herbei, die sofort kam und mit mir zu einem Arzt ging. Dieser erkannte den Fehler, den man im Kinderheim gemacht hatte, und erlaubte mir, am Strand zu spielen und dabei auch das Meerwasser nicht zu scheuen. Auf diese Weise verbrachte ich noch mit meiner Mutter einige glückliche Ferienwochen nun richtig an der See, planschte mit einigen Spielkameraden im Wasser herum und erholte mich großartig.



2

Schulzeit in Berlin-Steglitz und Weltkrieg I (1914–1925)

Im Sommer 1914 war ich mit Schwester Liselotte und Tante Dora an der Ostsee. Als die Situation bedrohlicher wurde, zogen wir Kinder mit Mutter zu den Großeltern nach Steglitz, während Vater sich nach Lodz begab, um nach der Fabrik zu sehen. Man muss bedenken, dass Lodz damals zu Russland gehörte und in der Fabrik viele Deutsche als Facharbeiter oder Angestellte arbeiteten und als gern gesehene Gäste am Aufbau der Industrie beteiligt waren.

Als schließlich der Krieg ausgebrochen war, blieben wir wochenlang ohne Nachricht von Vater und machten uns große Sorgen. Während täglich Siegesnachrichten aus dem Westen kamen und man nur wenig vom Einbruch der Russen in Ostpreußen hörte und wir schon glaubten, dass Vater sich in russischer Gefangenschaft befände, traf zu unserer freudigen Überraschung ein Telegramm aus Schweden ein mit der Meldung, dass er der drohenden Gefangenschaft in Russland entkommen sei. Er berichtete von einer abenteuerlichen Flucht, die ihm mithilfe jüdischer Geschäftsfreunde durch ganz Russland von der Ukraine über Finnland bis Schweden gelungen war. Das ist umso erstaunlicher, als er nicht russisch sprechen konnte und daher, um nicht als Deutscher erkannt zu werden, auf der ganzen Flucht stumm bleiben musste. Er tarnte sich als Kranker, der von einer russisch sprechenden Frau, die Russland ebenfalls verlassen wollte, auf der ganzen Fahrt begleitet wurde.

Vor und bei Ausbruch des Krieges herrschte eine uns heute ganz unvorstellbare nationale Begeisterung. Im Steglitzer Stadtpark beispielsweise, der gegenüber der Wohnung meiner Großeltern lag, wurden ununterbrochen

patriotische Lieder mit Instrumentalbegleitung gesungen. Diese nationale Hysterie lässt Ereignisse wie die Schlacht bei Langemark verständlich erscheinen, bei der freiwillige Studenten – das Deutschlandlied singend – angegriffen und von feindlichen Maschinengewehren niedergemetzelt wurden. Mein Großvater sah schon damals, nachdem uns England den Krieg erklärt hatte, das schreckliche Ende voraus. Ich empfand vor dieser Hysterie ein leichtes Grauen, das ich aber nicht zu äußern wagte.

Trotz dieser Bedrohungen sind mir die ersten Kriegswochen, in denen meine Mutter mit uns Kindern ein Zimmer in der Sedanstraße, nahe dem Steglitzer Stadtpark, mietete und wir dort mit unverwütllichem Optimismus auf die Rückkehr meines Vaters warteten, in freundlicher Erinnerung. Es war ein schönes Septemberwetter mit täglichen Siegesmeldungen, und meine Großmutter suchte mit mir im Steglitzer Stadtpark Champignons, die dort in großen Mengen wuchsen. Nachdem mein Vater zurückgekehrt war und der Krieg nicht so schnell zu Ende war, wie man zunächst angenommen hatte, bezogen wir eine Wohnung mit geborgten Möbeln, und ich wurde in die Vorschulklasse der Oberrealschule eingeschult. Anders als in dem Lodzer Gymnasium (das damals schon sehr fortschrittlich war) wurde zu meinem Erstaunen in der Schule geprügelt, was aber erstaunlicherweise der liebevollen Hochachtung vor unserem Klassenlehrer Jöhrs nicht abträglich war. Ich wurde als Russe gehänselt, was sicher dazu beitrug, dass ich meine russischen Sprachkenntnisse ganz vergaß. „Jeder Schuss ein Russ, jeder Tritt ein Brit, jeder Stoß ein Franzos“ waren damals die gängigen Redensarten. Die russische Sprache klingt mir noch immer ganz vertraut, aber ich verstehe kein Wort. Nur, als man nach meinem Unfall in Argentinien im Jahre 1974 mich in tiefer Bewusstlosigkeit prüfte, auf welche Sprache ich am leichtesten reagiere, war es zum Erstaunen aller nach Deutsch unmittelbar Russisch, in großem Abstand dann Englisch.

In jener Zeit hatten Frauen der älteren Generation großen Einfluss auf mich, vor allem meine Großmutter, die meine schlummernde Liebe zur Natur, die in Lodz kaum Nahrung gefunden hatte, weckte. Sie zeigte mir z. B., wie man im Frühling abgeschnittene Zweige zum Blühen brachte. Vor allem war sie eine große Pilzkennerin und führte mich in dieses Wissen ein. Ich lernte auf Wanderungen durch die Wälder in der Umgebung von Berlin (und später von Dessau), schmackhafte, weniger schmackhafte und giftige Pilze zu unterscheiden und damit unseren kärglichen Küchenzettel zu bereichern. – Tante Dora, eine Schwester meiner Mutter, leitete damals eine Krippe in Berlin und bekam Lebensmittelkarten für die Kinder, von denen sie, wenn der Hunger zu groß wurde, meiner Mutter einige abgab. Ich entsinne mich noch gut eines für die damalige Zeit charakteristischen

Erlebnisses. Wir bekamen einmal Nudeln, die mit Äpfeln zubereitet wurden. Darin waren anscheinend Rosinen, die sich aber bei genauerer Betrachtung als Mäuseköttel erwiesen. Stillschweigend sortierten wir sie aus und aßen mit gemäßigttem Appetit weiter. Es war im sogenannten Kohlrübenwinter 1917/1918.

Meine Lieblingstante war Tante Helene, eine Schwester meines Vaters, die in der Kaiserallee eine große Wohnung mit vielen Kunstschätzen und einen großen Bekanntenkreis unter Künstlern und Archäologen (darunter Wilamowitz und Dörpfeld) hatte. Sie erzählte mir von ihren Reisen in die Länder der klassischen Antike. Ihr Mann, Onkel Fritz Kraus, war ein rechter Spaßvogel und amüsierte mich unter anderem mit lateinischen Sprachscherzen. Als ich einmal, etwa zehn Jahre alt, im großen Wohnzimmer von Tante Helene ganz alleine spielte, kam ein in weiße Tücher gehülltes riesengroßes Gespenst herein und betrachtete die Gemälde an der gegenüberliegenden Wand der Reihe nach. Mir erstarrte das Blut, als es sich auf einmal mir zuwandte; in meiner Angst schlug ich (in Erinnerung meines Traumes vom Riesen mit dem Zylinder) nach ihm, wonach es sich langsam und schweigend zurückzog. Ich rief dann, nachdem ich mich von meinem Schrecken erholt hatte, nach meiner Tante, um ihr das Erlebnis zu berichten, und als sie nicht kam, machte ich mich auf die Suche und fand sie schließlich im Badezimmer mit meinem blutenden Onkel Fritz. Sie sagte etwas von Dummheit, und ich wusste nicht, ob mein Onkel oder ich gemeint war.

Als der Feldzug gegen Russland begonnen hatte und Lodz in deutsche Hände gefallen war, verließ uns zeitweise mein Vater, um sich wieder der Fabrik zu widmen. Wenn er uns besuchte, brachte er jedes Mal langentbehrte Lebensmittel mit. Einmal schickte er uns per Post einen Hasen. Dieser kam in bestialisch stinkendem Zustand an. Aber nachdem er gebraten war, blieb nur ein leichter Hautgout übrig, und er ergab ein köstliches Mahl, zu dem alle Verwandten eingeladen wurden. Ebenso erging es einem großen Hecht, den einer meiner Onkel in einem der märkischen Seen gefangen hatte. Derartige seltene Ereignisse prägten sich der Erinnerung als Lichtpunkte in der zunehmend trüber werdenden Kriegszeit ein. Während des Krieges waren wir Kinder einmal in Koserow auf der Ostseeinsel Usedom. Wir verbrachten dort eine sehr glückliche Zeit. Wir kletterten auf Bäume, machten kleine Feuerchen in als Öfen hergerichteten großen Konservendosen, schwammen im Meer und genossen eine große Freiheit. Umso erstaunter waren wir, als wir erfuhren, dass auf der anschließenden Elternversammlung die Leitung des Unternehmens mit Beschwerden überschüttet wurde.

Schon früh erwachte mein Interesse für Biologie, zunächst für Tiere und später auch für Pflanzen. Mein Vater schenkte mir ein Aquarium, das bald von tropischen Fischen wimmelte. Ich züchtete Raupen, bis sie sich verpuppten und staunte über die schönen Schmetterlinge, die ausschlüpfen. Im Harz sammelte ich Feuersalamander, die nach einem Regen auf den Wegen herumkrochen – und war ganz traurig, als sie am nächsten Morgen verschwunden waren. Meine Mutter hat sie wahrscheinlich klammheimlich ins Freie entlassen. Ich bedrängte meinen Vater, mir zu erlauben, im Badezimmer ein chemisches Labor einzurichten, wie ich es bei unserem Nachbarn, Hans Erlenmeyer, gesehen hatte. Aus Furcht vor den Giften, die ich da brauen könnte, schenkte mir mein Vater, um mich abzulenken, ein Mikroskop, ein wunderbares Geschenk, wie sich später herausstellte. Der Krieg neigte sich nun seinem Ende zu, mit großen Menschenverlusten und revolutionären Parolen. Auf dem Steglitzer Rathaus wurde z. B. eine rote Fahne gehisst und die Bürger, die das sahen, riefen ganz aufgeregt „Reißt den roten Fetzen herunter!“

Der Vertrag von Versailles, der den Weltkrieg beendete, hatte keinen wirklichen Frieden gebracht. Die Zeit zwischen 1919 und 1925 war von anhaltenden Wirren geprägt. Eine große Enttäuschung war die Abtretung bedeutender Teile des Reiches an Polen ohne Volksabstimmung, die der amerikanische Präsident Wilson versprochen hatte. Daher erfolgte die Abtretung nicht ohne Kämpfe, z. B. in Oberschlesien, von dem ein Teil in der Schlacht bei dem deutschen Annaberg den Polen wieder entrissen werden konnte. Aufstände kommunistischer Gruppen bedrohten das Reich von innen. Schwere Kämpfe gab es besonders in Berlin, Bayern, Sachsen und Thüringen. Auch Putsche rechtsgerichteter Kreise bedrohten die neugegründete Republik. Besonders der Kapp-Putsch ist hierbei zu erwähnen, der durch einen Generalstreik erstickt wurde, und der Aufstand von Hitler und General Ludendorff, der Ende des Jahres 1923 in München durch den Einsatz der neuen Reichswehr niedergeschlagen werden musste. Die extreme Rechte erschütterte die Welt durch zwei politische Morde; an Erzberger, der den Versailler Vertrag unterschrieben hatte, und dem sehr befähigten deutschen Außenminister Rathenau, weil er Jude war. Damals zeigte sich bereits das grässliche Antlitz des Antisemitismus nationalsozialistischer Prägung. Während der ganzen Zeit dieser inneren und äußeren Bedrohungen des Reiches fanden ständig Verhandlungen um die Reparationen statt, die ursprünglich unbezahlbar waren und das Reich an den Rand eines wirtschaftlichen Zusammenbruchs brachten. Im Ausbleiben gewisser Reparationsleistungen sahen die Franzosen einen Anlass, ins Ruhrgebiet einzufallen und einen eigenen Rheinstaat auszurufen, was

aber zu erbitterter Gegenwehr der davon betroffenen Bevölkerung führte. Gleichzeitig stieg die Inflation riesenhaft an; sie wurde beendet bei einer Billion (10^{12}) Papiermark gegen eine Goldmark. Die Inflation lief so schnell, dass man alles Geld noch an dem Tage ausgeben musste, an dem man es erhielt.

Die Schule in Steglitz ging während des ganzen Krieges und auch in der unruhigen Nachkriegszeit – zum großen Bedauern der Schüler – praktisch ungestört weiter. Ich besuchte das Paulsen-Realgymnasium in Steglitz, da das Deutsche Gymnasium in Lodz diesem Typ entsprach und man damit rechnete, dass ich gelegentlich dorthin umziehen würde. Unsere Fabrik lag nun in Polen, einem selbstständigen Staat, und mein Vater musste, um sie nicht zu verlieren, mit seiner ganzen Familie die polnische Staatsangehörigkeit annehmen. Das fiel ihm außerordentlich schwer, aber alle deutschen Behörden rieten ihm dazu. Es lag damals im Interesse des Reiches, die deutsche Minderheit in Polen aufrechtzuerhalten. Gegen Ende 1919 zogen also meine Eltern nach Lodz, wo die Fabrik wieder voll anlief, und ließen mich in Steglitz bei der befreundeten Familie Erlenmeyer in Pension zurück. Herr Erlenmeyer war Professor der Biochemie an der Berliner Universität. Die Familie hatte, wie viele, einen Sohn im Kriege verloren, und der zweite Sohn Hans war im letzten Kriegsjahr noch an die Front gekommen und nach dem Rückzug einem Freikorps beigetreten, um die Kommunisten in Berlin zu bekämpfen. Als diese Kämpfe zu einem vorläufigen Abschluss gekommen waren, begann er Chemie zu studieren und wurde mein älterer Freund.

Frau Erlenmeyer war eine mütterliche Frau, und ich freundete mich mit der ungefähr gleichaltrigen Tochter Hertha sehr an. Es war meine erste zarte, kameradschaftliche Liebe. Außerdem waren in derselben großen Wohnung noch zwei ältere Frauen und eine jüngere, die aus dem Baltikum geflohen waren. Unter all diesen Personen herrschte eine freundschaftliche und anregende geistige Atmosphäre, sodass ich mich schnell einlebte. Die baltischen Damen waren sehr musikalisch und trugen durch ihre Musik sehr zu der heiteren Atmosphäre des Kreises bei. Hier fand meine erste, fast explosive Begegnung mit der Wissenschaft statt. Ich lernte von Hans, dünne Querschnitte durch Blätter und Stiele von Pflanzen zu machen, sodass man sie mit dem Mikroskop beobachten und die berühmten Zellen der Pflanzen erkennen konnte, und legte mir ein Herbarium an. Gleichzeitig las ich ein umfangreiches Buch über Astronomie, das mich so in Begeisterung versetzte, dass ich mir ein Fernrohr baute und damit die Mondgebirge und die Saturnringe beobachtete. Meine Fischzucht vergrößerte sich bald ungeahnt. Ich begann sogar, mich für Philosophie zu interessieren. Verständlich ist,

dass meine Leistungen in der Schule stark nachließen. Diese schöne und glückliche Zeit fand bald ein Ende durch den Tod des alten Professors. Der Haushalt wurde Ende 1921 aufgelöst, und ich zog zu Professor Brückner und seiner sehr strengen Frau. Professor Brückner unterrichtete an einem Berliner Gymnasium Geschichte und alte Sprachen. Er war an Ausgrabungen beteiligt und zeigte mir Abbildungen von griechischen Grabdenkmälern, die mir sehr fremdartig vorkamen, da ich zur griechischen Kunst damals noch kein Verhältnis hatte. Sie ersetzten mir nicht mein geliebtes Fernrohr, mein Aquarium und mein Herbarium, die ich zunächst aufgeben musste, um meine Schulleistungen zu verbessern. Jetzt musste ich Latein und Englisch pauken und bekam sogar in Französisch Nachhilfeunterricht. Damals kam an unsere Schule ein hervorragender Lehrer für Mathematik, der das Kunststück fertigbrachte, unsere in Mathematik schwache Klasse in verhältnismäßig kurzer Zeit – in etwa anderthalb Jahren – zur besten Klasse der Schule in diesem Fach zu entwickeln.

Auf einer Wanderung über den Rennsteig im Thüringer Wald fragte mich mein Vater, wie es mir bei Brückners gefiele. Ich erklärte ihm, dass ich lieber bei einer jüngeren und nicht so strengen Familie wohnen würde, zumal ich in der Schule inzwischen gut mitkam. Mein Vater sah das ein und fand ein nettes Ehepaar mit einem kleinen Sohn, bei denen ich meine letzten Schuljahre zubrachte.

In Biologie hatten wir damals einen Lehrer, der uns für sein Fach so begeisterte, dass eine Gruppe unserer Klasse nachmittags an einem zusätzlichen Kurs in diesem Fach teilnahm. Wir beobachteten mit dem Mikroskop Einzeller wie Pantoffeltierchen (Paramecium) und kleine Mehrzeller wie Rädertierchen (Rotatoria) und staunten über das reiche Leben, das uns das Mikroskop erschloss. Einmal zerlegten wir auch eine Krähe, die ein Mitglied unseres Kurses tot aufgefunden hatte, um den Aufbau eines Vogelkörpers kennenzulernen. Das weckte mein Interesse auch für den inneren Bau anderer Tiere, und dabei beobachtete ich u. a., dass das Herz einer Eidechse noch stundenlang weiterschlug, wenn man es in eine geeignete Nährlösung brachte. Als ich ein solches schlagendes Herz in einem Reagenzglas meinen Pflegeeltern vorführte, erstarren sie vor Entsetzen. Wir betrieben in unserem Kurs auch Vererbungslehre, und ich erinnere mich noch gut an ein Referat, das ich über die Mendel'schen Gesetze hielt. Damals las ich mit Begeisterung das gerade erschienene Buch von Bavink „Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften“, in dem ein großartiger Überblick über den gegenwärtigen Stand der Forschung auf allen Gebieten der Naturwissenschaften gegeben wurde. Dieses Buch hat viel dazu beigetragen, dass ich mich entschloss, Naturwissenschaft zu studieren.

Mein Vater hatte in der Inflationszeit Zugang zu ausländischen Devisen und bezahlte meine Pension mit amerikanischen Dollarscheinen – damals ein sehr begehrtes Zahlungsmittel. Das erkennt man daran, dass meine Tante Hanna für nur etwa 3 US\$ mit mir eine herrliche Reise von vierzehn Tagen ins Riesengebirge machen konnte. Die Felsenlandschaft der elf Seen und die liebliche Umgebung der Annakapelle sind mir heute noch in schöner Erinnerung. Damals ahnte ich nicht, dass später meine Frau aus dieser Gegend stammen würde. Mit zwei oder drei Schulfreunden machte ich Radtouren in die nähere und weitere Umgebung von Berlin. Wir badeten in Flüssen und Seen und übernachteten in Scheunen und den damals noch sehr primitiven Jugendherbergen. Auf einer solchen Tour durch Mecklenburg bis an die Ostsee hatten wir ein für die damalige Zeit charakteristisches Erlebnis. Als wir uns gegen Abend in einem Dorf nach einer Übernachtungsmöglichkeit erkundigten, wurden wir an ein Häuschen verwiesen, das mitten im Wald lag und von zwei alten Leuten bewohnt wurde. Sie empfingen uns mit großer Freundlichkeit und ließen sich vorher ein geringes Entgelt bezahlen. Dann wiesen sie uns auf den Dachboden, wo einige unbezogene Betten standen. Mitten in der Nacht krachte plötzlich mein Bett zusammen, und ich legte mich in ein anderes Bett. Als im Morgengrauen noch ein weiteres Bett zusammenkrachte, wurde uns die Sache unheimlich, und wir machten uns durch das Fenster in den nebeligen Wald davon.

In den Weihnachtsferien 1923 reiste ich mit meiner Schwester Liselotte nach Lodz, wo meine Eltern ihre alte Wohnung bezogen hatten. Liselotte sollte dort das Deutsch-Polnische Gymnasium besuchen. Die neue Ostgrenze lag bei Bentschen, und die Zollkontrollen waren sehr scharf, besonders Lebensmittel wollte man den bösen Polen nicht zukommen lassen, und gerade von diesen hatten wir in einem großen Reisekorb einiges mit. Sie waren gut unter Textilien versteckt, und die Zollmänner deckten diese langsam unter großem Protest meinerseits ab. Schließlich, als sie dicht über den Lebensmitteln angekommen waren, tutete der Zug zur Abfahrt, und sie hörten mit ihrer Suchaktion auf und halfen mir sogar beim Einpacken. In Posen, das früher deutsch und jetzt polnisch war und nun Poznan hieß, holte uns unser Vater ab, und wir waren glücklich, das Abenteuer überstanden zu haben. Wir machten einen kleinen Spaziergang durch die winterliche Stadt und wunderten uns, dass dieselben Leute, die früher deutsch, nun auf einmal polnisch sprachen. In der Lodzer Wohnung angekommen, wurde es mir ganz heimatlich, als ich den Geruch der Marmortreppe wahrnahm. Wir feierten ein fröhliches Weihnachtsfest – Meister Müller machte uns wieder den Weihnachtsbaum zurecht – und die geschmuggelten Lebensmittel erhöhten noch die

festliche Stimmung. Ich fuhr dann zurück nach Berlin, um mein Abitur zu machen, während Liselotte in Lodz auf dem Gymnasium sich bald mit einer Polin anfreundete. Ich führte dann das bereits geschilderte Leben weiter und machte im Frühjahr 1925 mein Abitur. Im Jahre davor war Reichspräsident Ebert gestorben, und Generalfeldmarschall v. Hindenburg wurde gemäß der Weimarer Verfassung durch Volksabstimmung zu seinem Nachfolger gewählt. Er war eine fast sagenumwobene Gestalt, denn er hatte 1914 in der Schlacht bei Tannenberg mit zahlenmäßig unterlegenen Kräften die Russen aus Ostpreußen vertrieben. Durch diese Wahl schien die erste deutsche Republik gesichert, und der Vertrag von Locarno brachte elf Jahre nach Kriegsbeginn endlich den ersehnten Frieden. In dieser glücklichen Zeit begann ich mein Studium.